

Gott Gott sein lassen und darum wirklich Mensch sein können!

Eine Leseempfehlung für:

Ralf Frisch, *Alles gut. Warum Karl Barths Theologie ihre beste Zeit noch vor sich hat*, tvz: Zürich 2018.

Von Magdalene L Frettlöh

Erfrischende Lektüre

Rechtzeitig zum Aufgalopp des Karl-Barth-Jahres 2019 ist im Theologischen Verlag Zürich ein kleinformatiges, aber in der Sache hochkarätiges Buch erschienen, das ich gerne zur Pflichtlektüre aller an der Theologie Karl Barths Interessierter erklären möchte – der Anfänger_innen ebenso wie der Barth-Kenner_innen, der von Barth Begeisterten ebenso wie der mit Barth Fremdelnden oder von ihm Abgestoßenen. Ich erinnere mich nicht, jemals etwas *Erfrischenderes* – *nomen est omen* – und *Verwegeneres* zu Karl Barth gelesen zu haben. Alle mal hält das Buch, was Untertitel und Klappentext versprechen: „Wie aktuell Karl Barths Theologie ist, hat einem selten mehr eingeleuchtet als bei dieser Lektüre.“

Sein Autor, Ralf Frisch, ist beruflich dreibeinig unterwegs: Er ist Professor für Systematische Theologie und Philosophie an der Evangelischen Hochschule Nürnberg und als Kirchenrat Theologischer Referent der Landessynode der Evangelisch-lutherischen in Bayern in München; außerdem hat er einen Lehrauftrag am Zentralinstitut *studium plus* der Universität der Bundeswehr, ebenfalls in München, inne. Der Barth-scientific-community ist er kein Unbekannter, denn er hat bereits in seiner Dissertation „Theologie im Augenblick ihres Sturzes. Theodor W. Adorno und Karl Barth. Zwei Gestalten einer kritischen Theorie der Moderne (Passagen Philosophie, Passagen-Verlag: Wien 1999) „Barths Theologie der Krise als avantgardistisches Denken auf dem höchsten Niveau der ästhetischen und philosophische Moderne“ zu verstehen gelehrt.

Eine Groß Erzählung, über deren guten Ausgang längst entschieden ist

Auch „Alles gut“ nimmt noch einmal seinen mitreißen den Ausgangspunkt beim revolutionären Anfang und der kritischen Zeitgenossenschaft Barths in seinen beiden expressionistischen Römerbriefkommentaren – „Gott wollte ihm [sc. Karl Barth] auf einmal nicht mehr als Inbegriff der religiösen, ethischen und kulturtechni-

schen Fähigkeiten des Menschen erscheinen, sondern trat als Kritiker und Richter alles Bestehenden, als Revolutionär senkrecht von oben auf den Plan“ (18) –, um dann aber mit einer kühnen These zur dramatischen Groß Erzählung der vielbändigen Kirchlichen Dogmatik aufzuwarten: „Die Kirchliche Dogmatik ist nicht einfach nur Sprachkritik, also Kritik des menschlichen Redens von Gott. Sie ist Neuschöpfung der göttlichen Wirklichkeit durch Sprache“ (51). Mit anderen Worten: „Weil er [Barth] um die Kraft von Narrativen wusste, erzählte er eine große Gegengeschichte zu den Narrativen seiner Zeit. Es ist auch eine Gegengeschichte zu den Narrativen unserer Zeit. Und weil das Anderssehen der eigenen Zeit um einer geistesgegenwärtigen Zeitgenossenschaft willen eigentlich immer an der Zeit ist, ist Barths Gegengeschichte auch heute an der Zeit“ (27).

Ob man diese Deutung der Kirchlichen Dogmatik nun unbedingt – vermutlich aus marktstrategischen Gründen – von Verlagsseite als „theologische Science Fiction“ (Klappentext) anpreisen muss, ist mir fraglich, liegt doch bei Frisch das Gewicht eher auf der konstitutiven Rolle von Erzählungen für eine kohärente Wirklichkeit (swahrnehmung) unseres eigenen Lebens: „Wir werden, indem wir oder andere uns erzählen. Und wir sind, was wir und andere über uns erzählen. [...] Erzählungen retten uns das Leben. Auch erfundene und erdachte Worte können die Kraft haben, die Welt zu verändern. Und wenn dem so ist, sind sie wahr – wahrer als die Wirklichkeit des sogenannten Bodens der Tatsachen, den wir so oft für das einzig Wahre halten“ (65.73). Es wäre reizvoll, diese an Barths Kirchlicher Dogmatik aufgewiesene Narrations-Hermeneutik ins Gespräch mit Judith Butlers Reflexionen zur „Rechenschaft über sich selbst“ in ihren Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2002 „Kritik der ethischen Gewalt“ (stw 1792) zu bringen. Barth hätte von seinem eigenen kirchlich-dogmatischen Narrativ wohl gesagt, dass es ihn gefunden, aber nicht erfunden habe, wobei natürlich immer die Anfechtung bleibt, dass es Barth selbst ist, der hier Gott (s)eine Mega-Story erzählen lässt, wie der hermeneutische Zirkel des „Gott wird nur durch Gott erkannt“ überhaupt eine bleibende Beunruhigung jeder Theologie darstellt.

Für mich liegen die Herausforderungen dieses mit Verve geschriebenen, an- und aufregenden Buches an

anderer Stelle (als am vermeintlich oder tatsächlich fiktionalen Charakter der Kirchlichen Dogmatik). Ich nenne drei:

Eine Theologie der Krise bis zuletzt

Ralf Frisch entbirgt eine beeindruckende Kontinuität in Barths Reden von Gott, indem er ein Doppeltes zeigt: Die scharfe Theologie- und Kirchenkritik der frühen dialektischen Theologie der Krise hält sich bis ins Spätwerk durch, denn auch für die Kirchliche Dogmatik gilt: „Barths Gotteslehre gibt der Theologie ihren Gegenstand zurück, indem sie diesen Gegenstand wieder zum freien Subjekt werden lässt, das grundsätzlich nur durch sich selbst, nicht aber durch uns Menschen definiert werden kann. [...] Auch und gerade als der Liebende erscheint Gott in unserer Welt als der schlechterdings Fremde“ (131.130). Gleichzeitig ist das in der Lehre von Gottes Gnadenwahl in KD II/2 strahlend hell zum Leuchten gebrachte *Ja* Gottes bereits im so schroff akzentuierten göttlichen *Nein* der Römerbriefe präsent: „Für Barth war und blieb die Welt jedenfalls nur deshalb gelassen bejahbar und gelassen kritisierbar, weil Gott sie trotz allem Verneinenswerten bejaht“ (61).

Dabei bleibt es für Frisch aber durchaus frag- und kritikwürdig, dass Barth mit seiner Überbetonung der Souveränität des göttlichen Subjekts seine Kritik neuzeitlicher Autonomie nicht *theologisch* konsequent zu Ende gedacht hat: „Hätte Barth also nicht noch ernster nehmen können und müssen, was er in seiner Versöhnungslehre so großartig entfaltete, dass nämlich die Idee des freien und souveränen Subjekts ihrerseits eine zutiefst menschliche Idee und letztlich eine Projektion des Phantasmas neuzeitlicher Subjektivität ins Wesen Gottes darstellt? [...] Er [Barth] ging nicht so weit, Gott konsequent als andersmächtigen Gott jenseits von Allmacht und Ohnmacht zu denken“ (132 f.).

Plädoyer für eine glaubensheitere Kunst des Seinlassens

Eine weitere heftige Provokation der Barth-Lektüren Frischs geht von seinem Plädoyer für eine „christliche [...] Kunst des Seinlassens im Anschluss an Karl Barth“ (181) aus, denn: „Nimmt man Karl Barth ganz ernst [...], dann bleibt dem Menschen vor Gott nichts anderes übrig, als in seinen menschlichen Grenzen und Möglichkeiten guter Dinge Mensch zu sein und sich daran genügen zu lassen, dass das eigentliche revolutionäre Drama längst geschehen ist. Es hat sich am eigenen Leib Gottes abgespielt“ (181). Es ist ebendieses Sein-Lassen, das die entscheidende Konsequenz aus dem „Alles gut“ zieht,

welches als Übersetzung des Barth'schen „Jesus ist Sieger!“ (KD IV/3, § 69.3) gelesen werden kann.

Ist nicht in einer Zeit der überangestregten menschlichen Selbstkonstituierungs-, -erhaltungs- und -optimierungsversuche, die in der Bologna-Universität ins Hamsterrad ständiger Selbstevaluationen und in der Kirche in einen permanenten Reformstress geführt haben, gerade die große Gelassenheit der Barth'schen Theologie ihr eigentliches Skandalon? „Der autonome Mensch der Moderne, der zum alleinigen Herrn seines Lebens zu werden sucht, tut sich mit dem Lassen schwer und kann weder Gott Gott und noch sich selbst Mensch sein lassen, ohne etwas aus sich zu machen oder von sich abzusehen“ (101).

Frisch mutet uns mit Barths Sabbat-Ethik, der er gegenüber dessen Gehorsams-Ethik den Vorzug gibt, eine „Ethik der Verschönerung“ zu, indem er uns auffordert, „das Gute in der Welt auf dem Weg des Selbstrückzugs Raum und Gestalt gewinnen zu lassen“ (177) und so das, was Gott schon gut gemacht hat, auch *gut sein* zu lassen. Ihren *theologischen* Grund hat diese als Gnade identifizierte Ethik darin, dass „der ganz andere Gott die Macht freier Selbstzurücknahme zugunsten des anderen ist“, was nicht ohne Konsequenzen für unser Reden von Gott bleiben kann: Die Theologie sollte „eher im Modus des Wissens-als-wüsste-man-nicht von Gott [...] reden,; sie sollte „zu einer Sprache des Sein-Lassens finden, die Gott in aller Gelassenheit zur Welt und zu den Menschen kommen lässt“ (165).

Nehmen wir anstelle unserer Zustimmung zu diesem Sein-Lassen nicht doch lieber Zuflucht zu Dietrich Bonhoeffers Diktum vom „Beten und Tun des Gerechten“, weil uns dieses zu tun statt zu lassen (auf)gibt, und unterschlagen dabei gerne, dass Bonhoeffer in seiner Revision der benediktinischen Formel das „ora et labora“ durch ein drittes Motiv ergänzte: „[...] es wird Menschen geben, die beten und das Gerechte tun und auf Gottes Zeit warten“ (DBW 8, 436)? Offenbar bedeutet das Sich-Geboten-Sein-Lassen eines bestimmten Tuns für den neuzeitlichen Menschen weniger eine narzisstische Kränkung, als sich das Sein-Lassen sagen zu lassen.

Befreit davon, ein religiöses Leben führen zu müssen

Ebenso wie das Bekenntnis zur Alterität des unverfügbaren Gottes hält sich bei Barth die religionskritische Pointe durch: „Barths Theologie der radikalen theologischen Überbietung der Gottlosigkeit der säkularen modernen Welt [bleibt] aktuell und zugleich ein kritisches Korrektiv jeder plumpen, naiven oder reaktionären Ak-

tualisierung des religiösen Redens“ (39 f.). In Religions- und Theologiekritik wie Ethik Barths entdeckt Ralf Frisch denselben Grundzug: „Religion und Theologie sind nur gut, wenn sich Gott ihrer annimmt und sich ihrer erbarmt. Unser menschliches Denken, Glauben und Handeln kann nur gut werden, wenn Gott es gut sein lässt“ (172). Ganz lapidar formuliert, es befreie uns die Kirchliche Dogmatik davon, „ein religiöses Leben führen zu müssen“ (136). Ebendies lässt sich aber gerade als Befreiung des Menschen zu wahrer Menschlichkeit deuten, wenn es denn in der Religion „um Gott nur insofern [geht], als Gott zur Potenzsteigerung des Menschen instrumentalisiert wird“ (142). Frisch überzeugt davon, dass Barths Religionskritik im Kern Machtkritik ist.

Zum Erweis der Wahrheit des Untertitels, zur Begründung dessen, dass „Karl Barths Theologie ihre beste Zeit noch vor sich“ habe, wagt Frisch einen fast atemberaubenden Ausblick: „Womöglich ist diese Zeit erst dann wirklich gekommen, wenn nichts mehr in der Welt an Gott erinnert und alle kultur-, religions-, moral- und existenztheologischen Rettungsversuche der christlichen Wahrheit endgültig ins Leere gelaufen sind“ (192). Er wägt Frisch damit nicht eine bis ins Eschaton bleibende Aktualität der Theologie Barths, wenn denn die von ihm beschriebene Zeit wohl kaum im Vorletzten heraufzuziehen scheint!?

Nicht zuletzt verbindet sich mit diesem religionskritischen Profil der Barth'schen Dogmatik eine tiefe Wertschätzung der (Weltlichkeit der) Welt, die bei Frisch in die Nähe der Rede von der in Christus mündig gewordenen Welt bei Dietrich Bonhoeffer und dessen experimentellen Überlegungen zur religionslosen Interpretation biblischer Begriffe rückt, ohne dass sich Barth aber auf Bonhoeffers Vision eines Lebens in der Welt „etsi Deus non daretur“ hätte einlassen können.

Frisch dokumentiert, wie Barths Theologie den Menschen Mensch sein lässt, und zwar – Mensch lese und staune – „weil sie den Menschen mit Theologie, Kirche und Gott in Ruhe lässt und weil sie nicht das Geringste dagegen hat oder daran zu ändern sucht, dass der Mensch in Frieden und von Religion unbehelligt seiner Wege als Mensch mit Stärken und Schwächen und mit Licht- und Schattenseiten geht“ (14 f.). Es nähme mich wunder, ob Barth sich eine solche Deutung, die freimütig einräumt, „Barth ein wenig gegen den Strich und neu lesen“ (25) zu müssen, hätte gefallen lassen oder

an ihr gar seine schelmische Freude gehabt und ihr seinen Applaus nicht verweigert hätte.

Was wäre Gott ohne SEINE/IHRE Narren?!

Ralf Frischs schwungvoller Diktion ist seine bisweilen rotzfreche Lust an den Barth-Lektüren abzuspüren. Ohne dass Frisch eine kritische Distanz zu Barth vernachlässigt, entfaltet Barths Theologie in seinen Lektüren eine unwiderstehliche Attraktivität: „Wer von der Schönheit und der heiteren Eleganz dieses theologischen Konzepts überzeugt ist, kann eigentlich jene theologischen Konzeptionen nur noch belächeln, die den Aufweis der christlichen Wahrheit an religiöse Phänomene, menschliche Selbstdeutungen und kirchliche Entwicklungen knüpfen“ (192). Frisch zeigt sich nicht nur angetan, sondern geradezu mitgenommen, ja überwältigt von der Anmut der Großerzählung der Barth'schen Dogmatik.

Von sich selbst sagt Frisch, dass er „in der akademischen Zunft eher ein Außenseiter“ sei und nennt „Alles gut“, schamlos und gewiss auch augenzwinkernd untertreibend, ein „dürftige[s] Büchlein“ (11). Den einzigen Reim, den ich mir darauf machen kann, ist die etymologische Brücke von dürftig zu „Du darfst!“. Denn wie erbärmlich wäre unsere theologische Zunft dran ohne solche prophetischen Narren, die uns von Zeit zu Zeit in wacher, kritischer Zeitgenossenschaft dazu herausfordern, Theologie „in unbändiger Glaubensheiterkeit“ (134) zu treiben.

Und doch ertappe ich mich dabei, den abgrundtief klaffenden Graben zwischen versöhnter und erlöster Welt ebenso gegen Frischs Barth einzuklagen wie Gott zu klagen. Ich beneide Frisch um seine aus der Lektüre Barths gewonnene und von der Bergpredigt gestützte Sorglosigkeit, die (noch?) nicht meine eigene ist: „Wenn also Barths große theologische Fiktion vom großen Happy End der allein aus Gnade und Liebe erwählten, versöhnten und erlösten Welt wirklich die eigentliche Wahrheit über Gott und Welt widerspiegelt, dann muss sich niemand Sorgen um die Zukunft von Theologie und Kirche machen“ (191). Doch ein „Amen, das werde wahr!“ möchte ich ihr nicht verweigern. Meinen größten Respekt hat dieses kluge, mit einer kräftigen Prise Chuzpe und mit Schalk im Nacken geschriebene Büchlein, das zudem eine Vielzahl von Motto-tauglichen Einsichten bereithält, an denen ich mich ungeniert gütlich tun werde, allemal: *kol kavod!*